Bemerkungen über die bisherigen Abhandlungen von den Färbekräutern

Autor(en): **Bawier, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der neue Sammler : ein gemeinnütziges Archiv für Bünden**

Band (Jahr): **1 (1805)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-377886

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nach jener Verfahrungsart sind bereits seit mehreren Jahren über die Fabrikazion des Waidindigs Versuche angestellt worden, die einen Indig geliefert haben, der bei gehöriger Reinigung dem feinen Guatimalo-Indig völlig gleich kam.

3.

Bemerkungen über die bisherigen Abhandlungen von den Färbekräutern.

(Von Hrn. Präfektr. Jak. Bawier.)

Es ist ganz gewiß, daß auch für Färbematerialien alljährlich grosse Geldsummen aus Bünden ins Ausland wandern; daß keine physische Hindernisse da sind, die meisten dieser Materialien im Lande selbst zu pflanzen, oder zu produziren, ja daß viele derselben oder ihre Surrogate schon im Lande vorhanden sind, die nur aufgesucht und bearbeitet werden wollen.

In gewisser ökonomischer Hinsicht kann man zwar die Färberei in Bünden als entbehrlich, als Luxus ansehen, und darauf antragen, der alten Sage gemäs, den Namen Graubündner durch ungefärbte Kleidung in weiß und schwarzer oder grau gemischter Wolle, zu rechtfertigen, und dadurch am allersichersten alles Geld für ausländische Färbmaterialien zu erspahren. Vielleicht würde schon das Beispiel der Ortsvorsteher kräftig genug seyn, um diese wohlfeileste Kleidungsart allgemein einzuführen. Allein zugegeben, daß die Färberei in gewissen Umständen kein wesentliches Bedürfniß seye, so ist es doch nichts desto weniger wahr, daß der Mensch

nicht nur geschaffen wurde, um seine physische Existenz zu sichern, sondern daß es zum Zwek seines Daseyns auch gehöre, seine Seelenkräfte anzubauen, sich über die so weise und wohlthätige Einrichtung der Natur zu erfreuen, und ihren Schöpfer dafür zu preisen; wahr, daß Industrie besser ist, als Müssiggang; daß die Färberei ein weites Feld zur Erforschung der Natur eröffnet; daß also, wenn sie sich nur auf Benuzung der schon im Lande vorhandenen oder da einzuführenden Produkte einschränkt, wenn dadurch dem Akerbau kein Abbruch geschieht, oder nichts wichtigeres versäumt wird, dieser unschädliche Luxus als nüzlicher Industriezweig, nicht vernachlässiget werden dörfe, sondern vielmehr in Aufnahme gebracht zu werden verdiene.

Was nun die Anpflanzung der schon gebräuchlichen oder brauchbaren Färbpflanzen, oder die im Lande selbst wildwachsenden anbetrift, so verdienen wohl die blaufärbenden (in so fern sie den Indigo entbehrlich machen könnten) sowohl wegen der Dauerhaftigkeit, und als eine der Hauptfarben, so wie in Rüksicht der Schaafwolle, die dadurch auf dem Wege der warmen Küppen mehr als bei anderen Farben geschont, ja sogar verbessert wird, oben an zu stehen.

Nicht so sehr ein vorzüglicher Glanz der entstehenden Farbe ist es, was der Indigo vor dem Waid voraus hat, sondern die Reichhaltigkeit seiner Färbetheile. In Absicht der Dauerhaftigkeit neigt sich der Vorzug eher auf die Seite des leztern, weßwegen dann auch in den grossen Wollenfärbereien der Indigo nie allein, sondern nur in Verbindung mit dem Waid gebraucht wird, obschon die Regierung dieser sogenannten Waidküppen schwerer ist, als die des Indigo allein.

Es ist zwar ausgemacht, daß vor Einführung des

Indigo, man sich des Waids allein zum Blaufärben bediente, ob man aber schon zu Plinius Zeit die heutige Art der Zubereitung der Waidpflanze gewußt hat, daran zweiflet Bischoff in seinem Versuch einer Geschichte der Färbekunst, p. 64. Doch wie dem auch seyn mag, so hat man damals (weil auch der beste Waid in Vergleichung mit dem Indigo nur sehr wenig Farbe giebt), entweder kein recht dunkelblaues Tuch gefärbt oder allzuviele Zeit darauf verwenden müssen, um Convenienz dabei zu finden. Ohne selbst einen Versuch mit Waid allein zu färben gemacht zu haben, zweifle ich gleichwohl sehr daran, daß nachdem einmal der Gebrauch des Indigo eingeführt ist, man diesen anders verdrängen könne, als wenn es wirklich gelingt, die Farbtheile des Waids oder eines Surrogats desselben ganz zu extrahiren und zu concentriren, wie beim Indigo selbst, welches mir auf dem angezeigten Weg den Waidindigo zu bereiten, allerdings sehr möglich und thunlich vorkommt.

Die grüne Farbe ist bekanntlich keine Haupt- sondern eine aus blau und gelb zusammengesezte Farbe; je dunklergrün also der Extrakt einer Pflanze ist, desto reichhaltiger an blauer Farbe muß sie seyn, und desto mehr zum Surrogate der Indigo-Pflanze sich qualifiziren. Schon Hellot in seiner Färbekunst übersezt von Kästner, (Altenburg 1765, p. 123) macht darauf aufmerksam, nachdem er ebenfalls die der Zubereitung des Indigos ähnliche Behandlung des Waids, als Mittel angepriesen um dessen Stellvertretter abzugeben; und in sofern der Langensalzer Waid nicht von gleicher Art wie der im Languedoc gebaute seyn, und nicht nur wegen dem Klima variiren sollte, so wäre ein Versuch mit dem violeten Saamen des leztern, aus

dem von Hellot im gedachten Werk p. 116 angeführten Grund, vorzüglich anzurathen. Schrebers Samlung verschiedener Schriften, 8 Th. 1761 Halle XXIV. Suplement zur Beschreibung des Waids, enthält eine Preisschrift des Hrn. N. Kulenkamp, Färber in Bremen, und seine Manier aus dem Waidkraut die blaue Farbe zu erhalten, welche mit anderen Methoden verglichen zu werden verdient. Am Ende wird folgendes angegeben, um diejenigen Vegetabilien, welche die verlangte blaue Farbe besitzen, zu erkennen. „Man zerquetschet frische Blätter und drükt den Saft davon auf reines weisses Papier, das nicht zu dünn ist; den davon entstandenen grünen Flek läßt man troknen, alsdann streicht man mit einer Feder etwas nicht gar zu starkes Vitriolöl, oder auch Meersalzsäure über denselben, damit diejenigen Farben, welche hievon können zerstört werden, vergehen, und die blaue Farbe, welche davon nicht destruirt werden kann, zurükbleiben möge. Nimmt man Waidblätter zu diesen Versuchen, so bleibt ein blaulichter Flek zurük, welcher nach Maaße, daß derselbe farbenreich ist, heller oder dunkler fällt.“ Es wäre also der Mühe werth derley vielleicht wild wachsende Pflanzen aufzusuchen, die gedachte so leichte Probe damit vorzunehmen, und im wohl gelingenden Fall, sie sorgfältig zu pflanzen.

Auf die Leichtigkeit, die gelben Farbtheile von den blauen (in soweit als erstere schädlich oder überflüssig sind) abzusondern, scheint es hauptsächlich anzukommen, Quatremére Dijonval sezt in seiner chemischen Untersuchung und Auflösung des Indigo, übersezt von Buchholz (Weimar 1778), einen grossen Werth auf die Reinigung des Indigo von allen diesen gelben Theilen, wovon ich mich jedoch bei einigen 1792 ange-

stellten Versuchen noch nicht habe überzeugen können. Allemal aber bezeigt sich der Kalk bei den Waidküppen und auch bei der Behandlung des Waids, um Indigo zu bereiten, als ein Hauptingredient, und weil aus der Angabe der leztern Behandlung, die Stärke des Kalkwassers nicht erhellet, auch dabei vielleicht auf das mehr oder weniger vieles ankommt, so bemerke ich hier nur das, was öftere Erfahrung mich diesfalls hinlänglich belehrt hat.

Zum stärksten Kalkwasser ist nur wenig guter Kalk, z. B. von dem hiesigen weissen fetten, gut gebrannten, feurigen Kalk, so wie er aus dem Ofen kommt, 1 Loth auf 1 Maaß Wasser, oder 1 Th. auf 100 Theile, hinreichend; 3 oder 4 mal mehr Kalk würde die Kraft des Kalkwassers im mindesten nicht vermehren, wohl aber dazu dienen, solches desto länger aufzubewahren. Das Kalkwasser bekommt seine gröste Stärke nicht sogleich nach dem ersten Aufrühren und aufhellen, sondern nachdem diese Operation wiederholt worden und man das ganz helle Kalkwasser nicht allzulange hat stehen lassen. Nachdem das Kalkwasser seine gröste Stärke erreicht, verliert es solche wieder gradatim; verliert mithin seinen herben Geschmak ganz, und wird das trinkbare Wasser wie vorher. Das Aufbewahren des Kalkwassers in enghälsigen Flaschen, besonders in etwas grosser Menge, ist an sich selbst schon unbequem, und das sorgfältigste Verbinden mit Blase und Verpichen kann nur in sofern das Kalkwasser gut erhalten, als zwischen dem Zapfen und dem Kalkwasser nicht der mindeste leere Raum gelassen, wovon der Grund schon in Maiers chymischen Versuchen, Hannover 1770 p. 29, einleuchtend angegeben ist.

Der Saflor oder wilde Safran ist in der Seidenfärberei bekannt genug zu Ponceau u. dgl. rothen Farben. Pörner giebt zwar viele damit auf Schaafwolle und Baumwolle angestellte Versuche an, die aber von sehr geringem Erfolg begleitet waren, auch kenne ich keine andere, mit Erfolg auf Schaaf- oder Baumwolle unternommene Versuche, so daß also, meines Erachtens, der Anbau dieser Pflanze nur in soweit Nuzen verspricht, als sie in der Nähe von Seidenfärbereien angebaut würde.

Hingegen möchte vielleicht folgende Pflanze wildwachsend im Land anzutreffen seyn, oder doch, da sie in Litthauen und in Preussen gefunden wird, auch hier zu Lande wohl fortkommen, und durch das an den Wurzeln befindliche Insekt, vielleicht die Cochenille einigermaßen ersezen.

In dem Buch: Kenntniß derjenigen Pflanzen, die Mahlern und Färbern zum Nuzen gereichen. Leipzig, 1776, ist pag. 296 folgendes enthalten:

„Johannisblut, falscher, wilder immerwährender Knauel, kleiner Wegtritt, „groß Knöterich. Es ist auf den Aekern, dürren, „sandigen Feldern, Hügeln und Felsen ziemlich häufig, als ein Sommergewächs anzutreffen, und blühet „im May, zu Zeiten auch wiederum im Herbstmonat, „mit weissen kleinen Blumen. Sein Stengel hat ordentliche Gelenke, und wächst aufrecht, bis ihn die „Last der reifenden Saamen niederbeugt. Seine Blätter stehen einander gerade gegenüber, haben keine „Stiele, und sind krumm, sehr schmal und ziemlich „lang, und zunächst an dem Stiele breiter.

„Seine Blumen stehen gedrängt, und haben ge„wöhnlich weisse kleine Kronen, meistens 10, zuweilen „nur 8 oder 7, oder gar nur 5 Staubfäden, und 1 „Staubweg mit 2 Griffeln, ihr Kelch ist glokenförmig, „einblättrig und weißgrün, wird mit der Zeit ganz „steif, und steht alsdann offen, er theilt sich in 5 „lanzenförmige und sehr spizige Abschnitte.

„Die Krone hat 5 in Querstüke getheilte Blätter, „die in die Kelche eingefugt sind; die einfächrige Saa„menkapsel besteht aus 2 ähnlichen Schaalenstüken.

„Jede Blume hinterläßt einen Saamen, der von „dem Kelche umgeben und eingeschlossen wird, und „mit seinen Abschnitten zusammenwächst.

„An den Wurzeln dieser Pflanze sind um Johan„nis, einige Wochen vor und nach dem längsten Tag, „kleine runde, violette Kügelgen anzutreffen, welche „die Eyer einer Art Schildläuse enthalten, eines In„sekts, welches Linnée coccus polonicus nennt. *)

---

*) Diese Pflanze ist Scleranthus perennis L. ausdauernder Knauel, pohlnischer Wegetritt. Gehört in die 10te Klasse, 2te Ordnung. Blumenkrone fehlt, Blumendeke halb fünfspaltig, am Halse zusammengezogen. Staubfäden sehr klein, ein eyrunder Saame in der knorpelartigen Blumendekröhre. Unterscheidet sich von Sc. annuus, daß die Blumendeke der Frucht geschlossen ist, die Blumendeklappen etwas stumpf und weiß gerandet sind. Blüht vom Mai bis in Herbst. Die Blüthen stehen einfach und büschelweise. Man findet sie gewöhnlich um Johannis, auf trokenen Hügeln und Feldern, bei trokener Witterung. Laut Suters Flora helvetica, findet sich diese Pflanze auch in der Schweiz. M. R.

In obangezogenem Versuch einer Geschichte der Färbekunst von Bischoff, steht p. 194 folgendes:

„Cokelnüsse (cochenille de Pologne, coccus polonicus, Knauel) ist ein kleines rundes Insekt, das „sich an der Wurzel des Polygonum cocciferum, welches „in polnischer Sprache Kosmaczeck heißt, befindet, „dieses wächst in der Ukraine, Podolien ꝛc. ꝛc. und „auch in Preussen um Thorn. Die Bauren sammlen „es im Junius. Die Sammler haben dazu ein Instrument, das einem kleinen Spathen gleicht und „mit einem kurzen Stiele versehen ist. Mit der einen „Hand nehmen sie die Pflanze, heben sie mittelst des „Instruments aus der Erde, nehmen das Insekt von „den Wurzeln und stellen sie wieder mit der größten „Geschiklichkeit in die Erde. Man soll die färbende „Kraft dieses Insekts an den rothen Excrementen der „Hüner, die es gefressen hatten, entdekt haben. Die „Türken und Armenianer kaufen diese Waare häufig „von den polnischen Juden, und färben damit ihre „Wolle, Seide, die Mähnen und Schweife ihrer Pferde; das türkische Frauenzimmer aber mahlt sich die „Nägel damit roth. Auch sollen es die Holländer nebst „der Cochenille zu ihrer Färberei brauchen. Indessen „ist gewiß, daß die Wirkung dieser Farbewaare nicht „so stark ist, als die Kraft der Cochenille, und deßwegen ist sie auch in Deutschland fast ganz unbekannt.“

Doch sollte es auch keineswegs gelingen, Surrogate der Cochenille aufzufinden; sollte man also die schönsten Scharlach- und Cramoisi-Farben mit ihren Abstuffungen entbehren müssen, so wird sich doch ein jeder Mensch, der mit gutem Geschmak auch zartes Gefühl verbindet, leicht darüber beruhigen, wenn er

erfährt, wie grausam dieses Insekt behandelt wird. Man sehe nach: Reise der engl. Gesandtschaft an den Kaiser von China in den Jahren 1792. u. 1793. 1r. Bd. Zürich, 1798. pag. 179. Gegend von Rio de Janeiro.

„Man verfährt auf eine sehr einfache Art, die „Insekten in Cochenille zu verwandlen. Wenn den „Käfer aber, in Absicht auf körperliches Leiden, eine „Qual eben so tief verlezt, als den sterbenden Riesen, „so ist diese Verfahrungsart, bei aller ihrer Einfach„heit, höchst grausam. Man sammlet die Insekten in „einen hölzernen Napf, thut sie von dort dicht über „einander auf einen flachen irdenen Teller, und sezt „sie lebendig auf ein Kohlenfeuer, wo sie langsam „braten, bis die wolligen Zäserchen verzehrt und die „wäßrichten Theile der Insekten gänzlich verdampft „sind. Inzwischen werden sie beständig mit einem ble„chernen Löffel umgerührt, und dann und wann mit „Wasser besprengt, damit sie nicht ganz zusammen „dörren, welches ihre Farbe vernichten, und das In„sekt verkohlen würde; allein man lernt bald aus der „Erfahrung, wann sie vom Feuer genommen werden „müssen. Sie sehen dann alle wie runde, dunkelrothe „Körner aus, nehmen den Namen Cochenille an, und „behalten so wenig von ihrer ursprünglichen Insekten„gestalt, daß diese köstliche Farbe lange in Europa „gekannt und gesucht wurde, ehe man noch darüber „einig war, ob sie von einem Thiere, einer Pflanze, „oder einem Mineral herkam.“

Man schreibt zwar dem Scharlach, und ich glaube mit Grund, einige Heilkräfte zu; allein zum Beweis, daß sie nicht der Cochenille zuzuschreiben sind, dient,

daß von dem, mit dem gleichen Material gefärbten Cramoisi, keine solche Wirkung bekannt ist. Sie ist wahrscheinlicher in dem zum Scharlach gebrauchten aufgelößten Zinn zu suchen, da mehrere Versuche mich gelehrt haben, die Vollkommenheit dieser Farbe und ihr Feuer, nach der Menge dieses Metalls in seiner zwekmäßigen Auflösung zu bestimmen. Da nun die Zinnauflösung auch auf andere färbende Substanzen anwendbar ist, so sind vielleicht aus ihrer Verbindung mit derselben, die gleichen Heilkräfte zu erwarten.

Was meines Erachtens alle Aufmerksamkeit und Aufmunterung verdient, ist der Krappbau. Schon die kleine Probe, welche ich vor etwa 16 Jahren mit dem zu Marschlins gepflanzten Krapp auf Schaafwolle vorgenommen, entsprach meinem Erwarten, als ich aber im leztverwichenen Sommer von dem seit einigen Jahren selbst gepflanzten Krapp, so viel gute Wurzeln zusammen brachte, um eine kleine Probe auf Baumwolle vorzunehmen, wurde meine Erwartung weit übertroffen, und ich erhielt damit die erste zuverläßige Probe von türkisch rothem Garn, wozu (ausser dem Alaun) keine auswärtige, sondern nur Landesprodukte gebraucht worden sind, zu deren Auffindung ich nicht ausser das hiesige Stadtgebiet zu gehen nöthig habe, wo hingegen Anno 1774. zu meinem zuerst in Chur gefärbten, mit dem türkisch-rothen gleiche Probe haltenden Garn, gar alle Drogues aus der Levante, oder aus dem südlichen Europa herbeigeschaft werden mußten.

So viel ich aus dem wenigen nur im Weingarten, nachlässig gebauten Krapp schliessen kann, scheint es, daß aus 1 □ Klafter gut vorbereitetem Land, in 2 Jahren doch wenigstens 2 Pfund gedörrte Krapp-

wurzeln gewonnen würden, welche nur à 15 kr. pr. Pf. gerechnet, auf 1 Mal Aker fl. 200 betragen. Die Arbeit des Anpflanzens und Ausgrabens, und die wenige in der Zwischenzeit (welche auf ähnliche Art wie bei den Erdbirnen geschieht) mag wohl durch das viele Kraut der Krappstengel, welches für die Kühe als ein treffliches Futter gerühmt wird, ziemlich ersezt werden. Doch wenn auch für Arbeit fl. 50 abgerechnet werden, so bleiben noch fl. 75 — jährlicher Ertrag übrig, nebst dem Vortheil, auf das 3te Jahr ein besser zubereitetes Land für Kornfrucht zu haben, als bei jeder andern Behandlung möglich wäre, so daß ein solcher Aker im 3ten Jahr vielleicht doppelt so viel Frucht tragen mag, als ein andrer wie gewöhnlich zubereiteter. Zum Krapp gehört noch ferner eine gute Einrichtung zum dörren; um das Schimmlen der Wurzeln zu verhindern, etwa auch ein Dörrofen; sodann Stampfe und Mühle. Daraus aber würde wieder der Vortheil erwachsen, sich beim Färben immer auf die gleich gute Qualität der Waare verlassen zu können, welche der weit hergeführten noch vorzuziehen wäre, und ferner, daß das Stampfen, Mahlen, und andere Operationen, den Winter hindurch manchem sonst müßig gehenden, Arbeit und Lohn verschaffen würden.

Der Krappbau *) empfiehlt sich noch dadurch, daß diese Pflanze von keinem Frost leidet, daß sie so wie die Erdbirnen, in neuen Aufbrüchen zu gedeyhen, und nur dann nicht gute Ausbeute zu geben scheint, wenn man sie zu früh, oder zweimal nacheinander in den gleichen

*) Im nächsten Heft wird er ausführlich abgehandelt. D. R.

Aker pflanzen wollte. Wer Lust hat, Versuche anzustellen, dem werde ich mit Vergnügen Sezlinge, so weit es meine kleine Pflanzung erlaubt, mittheilen.

Von allen den 20 in der Abhandlung benannten Pflanzen, sind es nur der Nußbaum und die Erlen, mit denen ich Proben, welche zu meiner Zufriedenheit ausgefallen sind, vorgenommen habe; und zwar mit den Rinden von beiden. Erstre ist, nachdem die grobe äussere Rinde davon geschnitten, als vorzüglich vor den Nußschaalen, zu braunen Farben bekannt genug, und färbt die im decoct behandelte Wolle sogar ohne alle andre Vorbereitung. Die Erlen-Rinden werden gewöhnlich in Verbindung mit Schliff und Eisenvitriol, nur zu einem schlechten, der Wolle schadenden Schwarz gebraucht, doch weiß ich aus Erfahrung, daß damit ein guter Theil Campeche oder Blauholz erspart werden kann, und daß das erhaltene Schwarz sich besser, als das aus Blauholz allein gefärbte, verhält. Einige Versuche machen es mir sehr wahrscheinlich, daß die Erlen-Rinden in Verbindung mit Eichenholz, und der in Gülich's Färb- und Bleichbuch vorgeschriebenen Eisenbrühe, ein sehr gutes, in mancher Rüksicht dem aus Blauholz vorzuziehendes Schwarz geben, und daß sie, von ihrer Oberhaut (Epidermis) befreyt, auch auf Gelb zu gebrauchen sind.

Im Jahr 1786. erhielt ich einmal aus einer Farbbrühe von meistens Erlen-Rinden, auf einem lange vorher vorbereiteten Wollenlappen, ein ausserordentlich gesättigtes Schwarz, wovon ein dem heissesten Sonnenschein ausgesezter Theil, noch schwärzer wurde als der am Schatten aufbewahrte. Mehrere Versuche was

ren vergeblich, das gleiche, eben so gesättigte und dauerhafte Schwarz, mit eben so geringem Aufwand hervorzubringen, und zwar nur deswegen, weil ich (obschon der Vorbereitungsart des Wollenlappens überhaupt mich wohl erinnernd) sie doch nicht genau und umständlich genug aufgezeichnet hatte. Dem Herrn Hausmann begegnete ein ähnliches bei seinen Versuchen im türkisch-rothen Garn, wie in den Annales de Chimie, Tom XII. §. 29. zu sehen.

Ich führe dieses zum Beweis an, daß bei dergleichen Versuchen, die Führung eines genauen Tagebuchs, und Bemerkung aller Umstände, nie zu sehr empfohlen werden kann, wenn schon diese Umstände noch so unbedeutend scheinen möchten. Der genauern Beschreibung meiner seitherigen Versuche habe ich vieles zu verdanken, und es begegnete mir auch, daß das in einer gewissen Absicht niedergeschriebene, obschon es damals mir kaum bemerkenswerth schien, mich in der Folge aus Verlegenheit gezogen, und auf wichtige, ganz andere Resultate geführt hat, als die unbedeutenden, welche ich beim Niederschreiben im Auge hatte.

Zum Gelben, als ebenfalls einer Hauptfarbe, giebt es eine Menge Pflanzen und Kräuter; ja Hellot behauptet, daß dazu alle diejenigen Blätter, Schaalen und Wurzeln taugen, bei denen man, wenn man sie kauet, etwas zusammenziehendes bemerkt. Ich hatte mit Pfirschbaumblättern, und auch mit denjenigen der kleinen wilden Bandstauden (Weiden), oder der Bande, welche in den Weingärten gebraucht werden, Versuche angestellt, die ziemlich gut ausgefallen sind; die größern Blätter der zahmen Bande, welche die Küffer brauchen, gelangen nicht. Doch viel reichhaltiger an gelber Farbe,

schien mir allemal das im Handel bekannte, und hier gebräuchliche Gilbkraut, das, wenn man es im Lande nicht wildwachsend fände, aus dem Saamen gezogen und verpflanzt zu werden verdiente. Es ist wahrscheinlich das gleiche, sonst Wau, Reseda luteola, genannte, wovon in der compendiosen Bibliothek der Botaniker, Heft XIII. 1795. folgendes enthalten ist:

Pag. 49. Nro. 59. „Reseda luteola, gelbliche „Resede, Wau, Waude, Färberwau, Gilb„kraut. Die Blätter lanzenförmig, ganz; die Kelche „vierspaltig. Sie variirt 1) mit krausen Blättern; 2) „mit 4 und 5spaltigem Kelche, so wie mit 4 u. 5blätt„rigen Blumen. Sie ist die beste zum Gelbfärben, „welche man, wie die Färberröthe, bauen sollte; ja ihr „Bau würde noch vortheilhafter seyn, als der der „Färberröthe, weil er nicht so mühsam ist, und die „Pflanze das Land nicht so sehr aussauget, dabei auch „mit schlechtem Boden vorlieb nimmt.

Aber auch dieses Gilbkraut, so wie alle bisher bekannten Materialien, sind nicht von der Art, oder ihre bisherige Behandlung ist nicht dazu geeignet, ein recht dauerhaftes Gelb zu geben, und so viel ich weiß, gehört es noch zu den unaufgelösten Aufgaben, ein reines und dauerhaftes Gelb auf Schaafwolle, Seide, Baumwollen oder Leinen zu bringen.

Ein großes Verzeichniß von Färbpflanzen mit ihren Linnéeischen Namen befindet sich in Dambourney Recueil de procédés & d'Expériences sur les teintures solides, Paris 1786, wovon ich auch eine deutsche Uebersezung gesehen habe. Auch die darinn beschriebenen Versuche auf Schaafwolle scheinen mir sehr interessant, und manches davon hier zu Lande anwendbar. Doch

mag es im ganzen zwekdienlicher seyn, daß in Absicht des Anbaues ausländischer Pflanzen, oder auch der hier wildwachsenden, die Versuche nicht mit vielen, sondern nur wenigen, aber mit desto größerer Aufmerksamkeit, gemacht werden. Sollten die Versuche nur mit dem Waid, Wau und Krapp, oder Färberröthe und deren Abarten, oder unter dem Namen Galium begriffenen, im Großen gelingen, so würde damit schon sehr vieles gewonnen seyn.

Bei der Färberei ist die Reinigung der Schaafwolle und der daraus gewobenen Stoffe von ihrem natürlichen Schmuz, und den beim Spinnen und Weben dazu gekommenen Unreinigkeiten, ein wichtiger Umstand, und dazu fand ich die hiesige Leim- oder Ziegelerde, zum Walken gebraucht, sehr dienlich. Weinstein giebt es ebenfalls schon im Lande.

Daß auch die übrigen vorbereitenden Färbmaterialien, welche gewöhnlich gebraucht werden, als: Alaun, Eisen- und Kupfer-Vitriol, Schwefel- Salz- und Salpetersäure, zu Zinn- und anderen Metall-Auflösungen, so wie die Metalle selbst, obschon in ihrem rohen Zustande, doch reichlich im Lande selbst vorhanden seyen; daran wird wohl, nach Ansicht unserer Berge und Mineralquellen, Niemand zweifeln. Auch an Pflanzensäuren und Alcalien kann es im Lande nicht fehlen.

Wenn ich nun die Wollenfärberei überhaupt betrachte, so finde ich ausser der Cochenille oder eines Stellvertretters zu Scharlach und Cramoisi, kein einziges Material, das im Lande nicht schon vorhanden ist, oder nach der allergrösten Wahrscheinlichkeit nicht da angebaut werden kann, um alle üblichen Farben hervorzubringen; so lang aber die vorhandenen Schäze nicht

ans Tageslicht gebracht, nicht angebaut werden, ist es unausweichlich das mangelnde dem Auslande zu bezahlen.

Sowohl zum Anbau der schon im Lande wildwachsenden als der ausländischen Färbpflanzen, und in mancher andern Rükficht, würde die Anlegung eines botanischen Gartens sehr zuträglich seyn, und ich ergreife diesen Anlaß meinen Wunsch so wohl dahin zu äussern, als auch für die Abschaffung des Weidgangs auf Partikular-Gütern, der so sichtbar dem guten Fortgang der Landwirthschaft, der Industrie und dem gemeinen und Privat-Wohlstand im Wege steht.

IV.

Ermunterung zur Anpflanzung des Kirschbaums, nebst einer faßlichen Anleitung dazu. *)

Von Pfarrer Truog in Thusis.

Der Obstbau gehört unstreitig zu den einträglichsten, aber leider bei uns noch lange nicht genug geachteten Zweigen der Landwirthschaft. Wir haben freilich Gegenden, wo das Klima ihn gar nicht gestattet, an-

*) Um für diese Abhandlung noch in dem gegenwärtigen Hefte Raum zu gewinnen, müssen wir die Einleitung derselben übergehen, in welcher der Hr. Verfasser darauf aufmerksam macht: wie sehr Bünden sich helfen könnte, wenn es alle Quellen benuzen wollte, welche Natur und Industrie ihm anbieten. Wir verweisen hierüber auf den Aufsaz p. 140, und auf die Rede p. 193 dieser Zeitschrift. Die Redakteurs.